

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 28

Artikel: Abenteuer in Mexiko

Autor: Schwengeler, Arnold H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seinem offenen Gesicht, seinem stillen, bescheidenen Wesen? Wie hatte er sich schlicht und einfach benommen, hilfsbereit und ohne Großtun, in den Tagen, da die Mutter sich zum Sterben niedergeliegt? Hatte er dem Hause eigentlich überhaupt je Schande gemacht, Unehre angetan? Sollte es am Ende jetzt zur Versöhnung zu spät sein?

Ähnliche Gedanken mochten den jüngern der beiden Söhne beschäftigt haben. Er schaute verstohlen nach Karl hin. Was gefiel ihm denn eigentlich nicht an dem jungen Manne? Hatte die Mutter am Ende über ihr Grab hinaus recht? Das Testament wurde geöffnet, es war nach den bestehenden Gesetzen in jeder Beziehung richtig abgefaßt. Jeder erhielt seinen Teil. Wenn Karl, der ja dem Kapitalismus abgeschworen hatte, auf seinen Erbteil verzichte, so sei daraus in seinem Sinne eine Alters- und Invalidenkasse für die Arbeiter der Fabrik zu gründen und eine besondere Summe soll ausgezahlt werden für ein Ferienheim für erholungsbedürftige Arbeiter und Arbeiterinnen, damit glaube sie zur Genüge zu beweisen, daß sie den Sinn und Zweck der Anschaulungen Karls vollauf verstehe. Sie billige seine Lebensauffassung und sei glücklich, die Überzeugung ins Grab zu nehmen, daß er durch seiner Hände Arbeit, durch Fleiß und Sparsamkeit auch glücklich geworden sei, obwohl Vater und Bruder ihn deshalb verachtet und verstoßen hätten." — — —

Vater und Bruder standen da und schauten erwartungsvoll auf Karl. Nichts verriet in seinem Gesicht, was er bei dieser Testamentsverlesung dachte und wie tief es ihn erschütterte, daß seine gute Mutter über das Grab hinaus zu ihm stand und um den Frieden für ihn bat. —

Dann aber kam die Nachschrift:

„Da mein Bitten um Versöhnung umsonst gewesen, sehe ich mich veranlaßt, meinem Testamente noch eine Nachschrift hinzuzufügen. Ich verfüge und wünsche, daß mein letzter Wille nachdrücklich respektiert werde, daß mein ganzes Vermögen innert Jahresfrist aus dem Betrieb ausgelöst wird, wenn Karl mitamt seiner Frau und Kindern nicht als gleichwertiges Glied der Familie aufgenommen wird. Nicht der Arbeiterkittel und nicht der Maßanzug bestimmen den Wert des Mannes, nur sein Sinn und sein Herz, sein Tun und Lassen stempeln ihn zu dem, was er sein soll, ganz einfach ein ehrlicher, aufrechter Mensch. Man hat den Wunsch einer Lebenden nicht erfüllt, die Bestimmung der Toten muß von Gesetzes wegen geachtet werden. — Wird Karl nicht wieder in das Elternhaus aufgenommen mit all seinen Rechten als erstgeborener Sohn, so verfällt mein ganzes Vermögen der Volkswohlfahrt und ist dem Staate für seine charitativen Anstalten zur Verfügung zu stellen. Für diesen Zweck liegt eine besondere Aufstellung dem Testamente bei. — Versöhnt euch und arbeitet zusammen, dann ist allen geholfen. — Jeder sei an seinem Platze, dann bleibe ich und mein Besitz unter euch, sonst aber will auch ich nicht mehr in eurer Mitte sein. —

Das ist mein letzter Wille, es schmerzt mich genug, daß ich im Kampf um euren Frieden zu dieser Waffe greifen mußte. —

Eure Mutter.“

Karl sah sie zuerst, er hatte am wenigsten zu verlieren aber umso mehr zu geben und geben ist ja vom Schönsten auf der Erde. — Er ging langsam auf seinen Vater zu und streckte ihm die Hand hin und sagte: „Vater, an mir soll es nicht fehlen, ich möchte den letzten Willen der toten Mutter achten. Ein Jahrzehnt durfte ich Dich nicht mehr Vater nennen. Soll es fürderhin anders sein. Es ist nicht des Geldes wegen, ich habe ja zum vornehmesten auf meinen Anteil zu Gunsten der Altersfürsorge verzichtet, um der Heimat willen.“ Da reckte sich der alte Mann und hob seinen schneeweißen Kopf: Der schlichte Arbeiter, der Sohn mit der andern Weltanschauung, war stärker und größer als er und die Frau mit dem stillen, aber großen, gütigen Herzen hatte ihn nun doch besiegt. Er nahm die Hand, die sich ihm darbot und mußte sich an die breite, starke Schulter des Sohnes lehnen, so sehr übernahm ihn die Größe des Augenblicks.

Nicht ganz so bereitwillig war der jüngere Sohn zum Frieden, ihm ging zu viel Hoffen in Trümmer, doch auch er gab sich redlich Mühe, die Brücke zu betreten, die die tote Mutter für sie alle gebaut hatte, auf daß sie endlich den Weg zueinander fänden. —

Arme Mutter, wie sehr hast du kämpfen und leiden müssen im Leben, und wie sehr hast du mit deinem gütigen Herzen gehadert, bis du diese harte Nachschrift im Testamente hinzugefügt hast, wissend, daß man den Toten viel eher gewährt, was man den Lebenden glaubt versagen zu müssen. —

* * *

Abenteuer in Mexiko

Von Arnold H. Schwengeler.

Mit einer geschickten kleinen Bewegung des Daumens brachte John Paynton das Streichholz, das er zwischen Zeige- und Mittelfinger hielt, zum Verlöschen. Er lehnte sich wieder im Stuhl zurück, und während er langsam den Rauch durch den Spalt der Lippen entweichen ließ, betrachtete er lächelnd den weißen Aschenkel, der sich an der Spitze seiner Zigarre bildete.

„Mexiko“, sagte er, „Dolly — erinnerst du dich?“

Die junge Frau, die uns gegenüber in der Ecke der Couch saß, blickte mit einem leisen Erschrecken von ihrem Buch auf. Dann sah sie die Zigarre, und nun lächelte auch sie.

„Soll ich es ihm erzählen?“

Dolores zögerte mit der Antwort — doch als sie meine gespannte Miene bemerkte, nickte sie Zustimmung. Und John Paynton begann:

„Es ist jetzt vier Jahre her und geschah, als ich für den Mac Finn-Zeitungskonzern die kulturhistorische Reportage in Mittelamerika durchführte. Ich hatte im mexikanischen Hochland eine Reihe herrlicher Bilder gesammelt und war eben im Begriff abzureisen, da brach der Aufstand des Generals Lopez los.“

„Der dreizehnte Aufstand, John!“

„Richtig, Dolly! — Der dreizehnte und letzte Aufstand des Antonio Lopez, den sie 'Vater Flamme' nannten. Die Hauptstadt war in ungeheurer Erregung, die wildesten Gerüchte gingen um, man fürchtete das Schlimmste. Jedenfalls, dachte ich, schleunig fort und hinunter zur Küste, ehe es zu spät ist! Ich erwischte auch richtig noch einen Zug nach Veracruz, der gegen Abend losfuhr.“

„Die Strecke ist sicher“, sagte der Schaffner. „Die Rebellen sind viel weiter nördlich.“

Er schien recht zu behalten. Es geschah nichts Ungewöhnliches, und als die Nacht hereinbrach, machte ich es mir in meinem Schlafwagenabteil bequem. Das Mondlicht strömte wie ein filberner Traum über die Agavenwälder, die lange die Bahn begleiteten. Zuweilen polterten wir durch einen Tunnel, dann wieder glitt der Zug über kühne Brücken und Rehren der Tiefe zu. Eine Zeitlang leuchteten durch den Fensterausschnitt die Schneekuppen ferner Berge. Dann war nichts mehr als die blaue, endlose Nacht und das gleichmäßige Rösten der Räder. Darüber schlummerte ich ein.

Ich erwachte ob dem unvermittelten Ruck, mit dem der Zug zum Stehen kam. Noch hatte ich das Kreischen der Bremser im Ohr, da krachten Schüsse, erkloppen dunkle Gestalten den Bahndamm, stürmten schreiend auf die Wagen zu. Es war, als sei die Hölle losgelassen.

Das geschah so plötzlich, daß ich halb zu träumen vermeinte, als die Tür meines Abteils geöffnet wurde. Irgend etwas huschte herein und blieb dann unbeweglich stehen. Trotz des Lärms draußen, der sich brüllend heranwälzte, hörte ich die hastigen Atemzüge des Menschen, der eingedrungen war.

„Wer ist da?“

„Herr“, sagte eine zitternde Frauenstimme, „sind Sie allein?“

„Gewiß . . .“

„Und das zweite Bett leer?“

„Ja.“

„Herr, retten Sie mich! Bitte, helfen Sie mir!“

„Wer sind Sie denn?“

„Ich bin —“

Im nächsten Augenblick kletterte die Frau über mein Lager weg in die obere Koje. Und schon wurde die Tür zum zweiten mal aufgerissen. Eine Taschenlampe blendete die Augen. Dann flammte die Deckenbeleuchtung auf. Im Türrahmen stand ein älterer Offizier, dahinter mehrere Soldaten, das Gewehr im Anschlag. Ich erkannte den Offizier, dessen rechte Wange eine breite Säbelnarbe durchzog, sofort. Sein Bild war in den letzten Tagen in allen Zeitungen Mexikos erschienen. Vor mir stand der General Antonio Lopez.

Ich muß ihn nicht sehr gescheit angestarrt haben, denn ein belustigtes Grinsen überflog sein Gesicht. Er trat näher:

„Entschuldigen Sie die Störung! Ich werde die herrschaften nicht lange belästigen. Zeigen Sie mir Ihre Papierel!“

Er wandte sich zu den Soldaten: „Sucht weiter! Sie muß im Zug sein!“

Ich sprang auf und nestelte den Paß hervor. Er prüfte ihn kurz, verbeugte sich:

„Danke, Sir. Sie sind Engländer?“

„Ja, General.“

Wieder zuckte es um seine Mundwinkel:

„Und Ihre Begleiterin?“

Ich folgte seinem Blick. Ein bleiches Mädchenantlitz, in dessen Augen die Angst ums Leben flackerte, schaute vom Rand der Koje auf uns herab. Später erst wurde mir bewußt, wie schön dieses Antlitz war — damals sah ich allein die schwarzen, brennenden, stumm um Hilfe rufenden Augen . . .

„Sei ruhig, Liebste“, sagte ich — und die Worte fanden den Weg über meine Lippen ohne zu stolpern —, „sei ruhig, es geschieht dir nichts!“ Und zum General:

„Das ist meine Frau.“

Wieder verbeugte sich Antonio Lopez: „Es ist gut. Danke.“ Kehrte sich zum Ausgang.

Ich atmete auf.

Da blieb der General auf halbem Weg stehen, fuhr herum, musterte mich scharf und murmelte: „Ledig . . .“

„Wie?“

„Geben Sie mir nochmals Ihren Paß!“

Ich gehorchte, wußte auch schon, daß „Vater Flamme“ mich auf der Lüge ertappt hatte . . .

Sir John Paynton, britischer Staatsangehöriger, ledig stand in meinem Paß zu lesen.

„Nun — wie erklären Sie das?“ sagte der General. Sein vorhin verbindliches Wesen war miteins verschwunden. Die Worte stießen wie Dolche auf mich zu.

„Besinnen Sie sich rasch“, sagte Antonio Lopez, „ich habe wenig Zeit. Ich suche die Tochter des Innenministers — ich rechne, ich habe sie auch gefunden. Ich weiß, daß sie mit diesem Zug Mexiko verlassen hat. Mit wichtigen Nachrichten für ihren Vater, der die Südarmee gegen mich führt.“

Er verzog die Lippen: „Der Herr Minister wird weder die Tochter, noch die Nachrichten zu Gesicht bekommen! — Was meinen Sie, Sir John?“

„General, ich versichere Ihnen —“

„Sparen Sie Ihre Worte, Sie John! Sie haben das Spiel verloren. — Steigen Sie herunter, Señorita, ich werde Sie unter meine Schutz nehmen!“

„General, Sie werden es nicht wagen —“

„O doch“, sagte Antonio Lopez und grinste, „ich werde jetzt die Señorita Martinez verhaften und Sie dazu. Ich möchte nicht, daß Sie Ihre Frau entbehren müssen!“

Er lachte schallend.

Ich bebte vor Empörung am ganzen Körper und konnte nur mit Mühe an mich halten, nicht mit den Fäusten auf ihn loszugehn. Er bemerkte es wohl, doch das war nur dazu angegangen, sein Gefühl des Triumphs zu steigern. Umständlich holte er ein Zigarrenetui aus der Seitentasche, und während er sich mit Kennermiene eine Zigarre auswählte, sprach er weiter:

„Sie werden es bei uns recht unterhaltsam finden, Señorita. Fürchten Sie nicht, sich zu langweilen! Wir veranstalten täglich nette Hinrichtungen für unsere Gäste. Morgen kommt zum Beispiel Ihr Onkel Don Pedro dran . . .“

„Das ist nicht wahr!“ schrie das Mädchen.

„Leider“, sagte der General, „leider ist er uns in die Hände gelaufen. Lieben Sie ihn sehr? Schade . . . Ach, Sir John, können Sie mir Feuer geben?“

Ein Schuß knallte. Klirrend zersprang die Lampe. Mit einem Fluch stürzte Antonio Lopez im Dunkeln auf mich zu, doch der Hieb traf ins Leere. Umso sicherer fand meine Rechte sein Kinn. Er wankte und fiel lautlos zu Boden. Hinter mir riß das Mädchen das Fenster auf: „Rasch! Kommen Sie!“ — Und war verschwunden.

Im Gang tobte die Soldateska heran. Kommandorufe gellten. Da schwang ich mich aus dem Wagen, überquerte die Schienen, kollerte den Bahndamm hinunter. Dort wartete das Mädchen.

Zusammen liefen wir durch das Unterholz, liefen, ich weiß nicht wie lange. Beim Morgengrauen stießen wir auf die Hütte eines Berghirten, der uns freundlich aufnahm und wo wir ausruhen und essen konnten. Ein paar Tage später erreichten wir Veracruz, das von Regierungstruppen besetzt war.

Den General habe ich nie mehr gesehn. Er ist kurz darauf in einem Gefecht bei Puebla umgekommen . . .“

John Paynton schwieg. Dolores erhob sich und füllte die Gläser nach.

„Und das Mädchen?“ fragte ich. „Was wurde aus dem Mädchen?“

„Habe ich das nicht erzählt?“ erwiderte Paynton. „Aber natürlich: Ich sagte es doch schon dem alten Antonio Lopez!“

Das Telephon

Eines Morgens, gerade als Fräulein Thomas einen neuen Bogen in ihre Maschine einspannen wollte, klingelte das Haustelefon.

„Hallo!“ rief sie, „Sekretariat!“

„Ich bitte, Fräulein Thomas“, sagte hastig eine Stimme aus dem Apparat, „ich wollte nur mal — Sind Sie allein im Zimmer?“

„Ja, warum? Wer ist denn da?“

„Ich bin — das heißt, ich wollte nur, wenn Sie mal einen Augenblick — es handelt sich nämlich — ehem —“

„Aber um was denn nur? Wer ist denn überhaupt da?“

„Sehen Sie, Fräulein Thomas, nun werden Sie schon ungeduldig. Und ich wollte Ihnen doch nur sagen, daß ich Sie schon lange verehre und daß es ein großes Glück für mich wäre, wenn wir mal abends oder so nach Schluß vielleicht —“

„Aber mein Gott, nun sagen Sie doch erstmal, wer da spricht. Oder ist das etwa bloß ein schlechter Scherz?“

„Nein, bei Gott nicht, Fräulein Thomas! Es ist mir noch nie so ernst gewesen wie jetzt. Und wenn Sie mir mit einem Wort sagen wollten, daß Sie im Prinzip oder überhaupt oder — wie soll ich sagen — daß Ihr Herz noch frei ist —“

„Ach du meine Güte!“ lachte Fräulein Thomas. Aber da bekam die Stimme im Apparat plötzlich einen sonderbaren Klang von krampfhafter Sachlichkeit: „— dann — dann schreiben wir an — jawohl, an Müller Lemgo, daß wir unser Lieferwerk angewiesen haben, direkt — nicht wahr, direkt — na, Sie wissen ja schon. Also gut, danke!“ Damit hing der Anrufer ein. Und Fräulein Thomas spannte, nachdem sie noch eine Weile den Kopf geschüttelt hatte, ihren Bogen in die Maschine.